

Plädoyer für eine „Kultur der Freude“ in Gemeinschaft

Irene Widmer-Huber

Eine Vorbemerkung:

Dieser Aufsatz ist ursprünglich für die Jahrestagung der Deutschen Arbeitsgemeinschaft für Christliche Lebenshilfe verfasst worden (13.-16.10.2016 in Herrnhut). Das vorgegebene Thema hätte eigentlich etwas anders gelautet: „Freude am Gemeinschaftlichen Leben“. Es wäre ein Leichtes gewesen, ein feuriges Plädoyer für die Vorzüge Gemeinschaftlichen Lebens zu verfassen - über die Verheissung, die ein solches Leben in sich birgt, über die Freude eines Stück offenen Himmels, wenn durch alle Schwierigkeiten hindurch Annahme, ein frohes Lachen, eine Gebetserhörung, ein beeindruckendes Zeugnis alles überstrahlt. Ja, es wäre ein Leichtes gewesen, nach vielen Jahren Gemeinschaftlichen Lebens meine ungebrochene Liebe zur Gemeinschaft zu bezeugen. Nur - so schien mir- hätte das ganze Unterfangen doch zu kurz gegriffen: Meine Hörerschaft kam mehrheitlich aus stationären Einrichtungen, waren Leiter und Therapeuten, die aber nicht per se auch gemeinschaftlich lebten und den Alltag neben der Arbeit miteinander teilten. Im weiteren Sinne teilten aber alle gemeinschaftliche Erfahrungen: die Arbeitsgemeinschaft im Team, Gemeinschaft in Ehe und Familie, Freundschaften und therapeutische Settings, von denen wir wissen, dass gerade die Beziehungsebene ein bedeutender Faktor im Genesungsprozess ist - wenn nicht DER Faktor überhaupt. Diese Erkenntnisse haben dazu geführt, mir vertiefend Gedanken über die Freude, insbesondere über deren Stellenwert in Beziehungen, Gedanken zu machen und entdeckte dabei Erstaunliches.

Zum vertieften Studium möchte ich auf folgende Bibelstellen verweisen:

Phil. 4. / 2. Kor. 6 und 7 / Joh. 15

Zwei dieser Bibelstellen stelle ich an den Anfang meiner Überlegungen. Vielleicht mag der Leser einen Moment innehalten und die Stellen auf sich wirken lassen oder sie im Gesamtzusammenhang lesen:

Gebt uns doch Raum in eurem Herzen! (.....) Ich habe grosses Vertrauen zu euch, ich bin sehr stolz auf euch. Trotz all unserer Not bin ich von Trost erfüllt und ströme über von Freude. (2. Kor.7, 2 und 4)

Freuet euch in dem Herrn alle Wege, abermals sage ich euch: Freuet euch! (Phil. 4,4)

„Freut euch allewege“ – über die Herausforderung eines Bibeltextes

Freuet euch allewege, in anderen Übersetzungen „freuet euch allezeit“ ist wohl nicht nur für mich ein herausfordernder Text: würde er nicht in der Bibel stehen, könnten wir ihn als „nicht zu Ende gedacht“ getrost abhaken. Nachdenklich gemacht hat mich vor kurzem ein Vortrag, den unsere Tochter zu halten hatte. Sie schrieb über Victor Frankl und hielt ihn sinnigerweise auf Studienreise in einem ehemaligen Konzentrationslager. Der Jude Frankl hatte das KZ überlebt und begründete in und nach seinen Erfahrungen eine sinnzentrierte Therapierichtung. In ihr sind seine Erfahrungen spürbar, und in seiner Betrachtung der Dinge liegt meines Erachtens eines der Geheimnisse dieses Bibeltextes der Freude: Frankl ergab sich nicht in seine Umstände, er träumte schon im Lager davon, vor vielen Menschen stehen zu dürfen, um seine therapeutische Lehre zu verbreiten. In ihm lebte die wohl angewandte Praxis des „freut euch allewege“: in ihm lebte die

Hoffnung, die Zuversicht, ja nennen wir es Freude auf eine bessere Zukunft. Gemeinschaftliches Leben und gelebte Beziehungen lassen sich ja Gott sei Dank nicht mit einem KZ vergleichen, aber auch hier wird es manchmal ungemütlich und kalt, schwierig und unüberschaubar, haben wir Fluchtgedanken oder geben innerlich auf. Auch hier gilt: „Freut euch in dem Herren allewege“. Ein „freut euch“, so meine ich verstanden zu haben, hat also offensichtlich nicht viel mit äusseren Umständen zu tun. Die Existenz der Freude beruht nicht auf besonders beglückenden Privilegien im (Gemeinschafts-) Leben, auch Paulus erzählt im erwähnten Text vom Kampf für das Evangelium, und in seinen Briefen im allgemeinen erzählt er von vielen Problemen, auch von Enttäuschungen in Beziehungen. Freude begründet sich schwerlich am verletzenden Verhalten des Gegenübers, und ebenso wenig an eigenen ungeschickten Aktionen und Reaktionen. Um die Freude scheint sich ein tieferes Geheimnis zu ranken, eine tiefere Einsicht und mehr eine *Lebenshaltung* als das Fazit *praktischer Lebenserfahrung*. Ein „freut euch allewege“ heruntergebrochen aufs Gemeinschaftliche Leben, auf menschliche Beziehung überhaupt, übersteigt alles Menschenmögliche. Hier riecht es nach Gott.

Eine Freudensgrundlage in Beziehung und Gemeinschaft

Es lohnt sich, etwas auszuholen, wollen wir von Freude sprechen. Ich erlaube mir, ein paar grundlegende Gedanken zu formulieren, die uns vielleicht weiterhelfen. Einmal fragte ich einen zukünftigen Bewohner unseres Gemeinschaftshauses, was für Hoffnungen und Wünsche er denn an uns, ans Haus, an die Gemeinschaft habe. Seine Antwort konnte grundlegender kaum sein: „Ich möchte einfach sein und genommen werden, wie ich bin.“ Der schlichte Satz steht für mich für eine Ursehnsucht des Menschseins überhaupt. Jean Vanier hat dieses Thema bearbeitet und ausgebaut und spricht von einem „dreifachen Schrei“ des Menschen, den ich an dieser Stelle gerne aufnehme und weiterdenke:

Der erste Schrei ist der Schrei nach der Liebe von Vater und Mutter, die uns in unserer Schwäche tragen. Es ist der Schrei nach bedingungsloser Liebe, ein Schrei nach DEM, der uns trägt: der Schrei von uns allen nach Gott.

Der zweite Schrei ist der Schrei nach einem Freund, einem Gleichgestellten, Gleichgesinnten: der Schrei nach einem Bruder, einer Schwester. Wir sehnen uns danach, zu lieben und andere glücklich zu machen: es ist die Sehnsucht nach Freundschaft, die uns auch die Grundlage zur Liebe und Ehe legt.

Der dritte Schrei ist der Schrei, ein Freund eines Schwächeren sein zu dürfen, ihm gut zu tun, ihm zu dienen. Er findet seine letzte Erfüllung in der Elternschaft: „Eltern geben Leben, sie umsorgen, sie versorgen, sie lassen gedeihen.“ (Jean Vanier: Heilende Gemeinschaft, S. 89.90, Otto Müller Verlag Salzburg, ohne Jahresangabe)

Ich meine, im Hinein- und Weiterdenken eine Spur entdeckt zu haben, die zu Freude führt, zu einer Freude, die unabhängig von Umständen weiterlebt, zu einer Freude, die gleichzeitig aber an Beziehung gebunden ist und deshalb in gemeinschaftlichen Lebensformen besten Nährboden erhält.

Der Schrei nach Gott als Freudenquelle:

Ich komme zurück auf diesen „ersten Schrei“: dem Schrei nach Vater und Mutter, dem Schrei nach Gott:

„Gott liebt uns!“ „Gott ist Liebe!“ „Gott erweist uns seine Liebe durch den Tod seines geliebten Sohnes!“ „Gott ist mein liebender Papa!“ „Also hat Gott die Welt geliebt (...)!“ Uns allen werden diese Aussagen und Bibelverse vertraut sein. Aber haben wir sie verstanden? Weil diese Wahrheit aller Wahrheiten in meinen Augen die Grundlage zu einer „Kultur der Freude“ in unseren Gemeinschaften legt, versuche ich es dieses Mal mit einem zusätzlichen Gedankengang:

Gott schuf Adam und Eva nach seinem Bilde. Er hat sein Allerbestes für den Menschen gegeben. Dann übergibt er seinen Menschen die volle Verantwortung über seine Schöpfung. „Machtet die Erde euch untertan“ heisst es in meiner Übersetzung. Haben wir schon einmal über den Zusammenhang von Liebe und Verantwortung übergeben, von Liebe und Vertrauen schenken nachgedacht? Gott übergibt uns volle Verantwortung, er vertraut uns, dass wir es gut machen. Das ist Liebe!

Leider hat die Menschheit, leider haben wir Menschen, kläglich versagt.

Wir haben diesen Auftrag in weiten Teilen zum Desaster verkommen lassen: ein Blick in die Welt genügt. Ursprünglich aber betrachtete Gott sein Werk und sagte: „Und siehe, es war sehr gut!“ Gott sah den Menschen mit einem „Es war sehr gut“- Befund an. Er hatte das volle Vertrauen Gottes, es sehr gut zu machen. Welch enttäushtes Vertrauen! Welch verspielte Chance! Was tut nun Gott? Er hält an seiner Krönung der Schöpfung fest, er kämpft um sie und schickt seinen Sohn in den Tod. Gott hört nicht auf, zum Menschen zu stehen, ihn anzuschauen, es zu ermöglichen, dass er sagen kann: Es bleibt gut in alle Ewigkeit, ich bleibe in Zuwendung zu euch! Der Preis war unendlich hoch, den Gott letztlich selbst bezahlt hat. Mit seinem „es war sehr gut“ sagt er nicht zu uns, "es ist ja nicht so schlimm, du bist okay und ich bin okay" - nein! Er lässt sich sein Liebstes kosten, um uns zugewandt bleiben zu können und immer noch sagen zu können: „Durch meinen eigenen Sohn Jesus wird alles wieder so gut, dass du bei mir die Ewigkeit verbringen kannst.“ Hier können wir etwas von Beziehungspflege lernen: Gott durchbricht auf seine göttliche Art all unsere typisch menschlichen Muster: er reagiert komplett anders als wir Menschen in unserem oft so hilflosen Spiel von Aktion und Reaktion, von einer sich aufschaukelnden Gewaltspirale, die wir oft so schwer durchbrechen können. Überlegen wir uns das eben beschriebene Geschehen einmal ganz konkret: Gott liebt uns bedingungslos. Er schenkt uns sein volles Vertrauen. Er sagt zu uns, es sei sehr gut. Und dann kassiert dieser Gott die Ohrfeige unseres Menschseins: wir werden abtrünnig, wenden uns ab, zerstören Leben: wir verirren uns auf destruktive Wege. Was ist Gottes Antwort darauf? Schlägt er zurück? Verlässt er uns? Rottet er uns aus? Nein! Er übernimmt die volle Verantwortung für die Beziehung zu uns, lässt sich in Nichts beirren und lässt sich seinen Sohn kosten, damit der Weg der Liebe offen bleibt. Gleichzeitig lässt er los: er macht den Beziehungsweg zu ihm möglich, aber er zwingt uns nicht dazu: Das ist Liebe, das ist Annahme! Das ist Vaterschaft. Wenn wir sein Handeln aus unserer Sicht betrachten, würden wir ehrlich genug sein und sagen: „Das wäre Vaterschaft!“ Deshalb nennen wir Gott „Vater“. Und wenn wir uns den eben beschriebenen Tatsachen stellen, wird uns vielleicht die Tiefe dieses Vaterbegriffs bewusst. Auch wenn wir es vielleicht aus diversen guten Gründen bevorzugen, in unserer Anbetung Gott lieber als „Papa“ oder „Papi“ zu bezeichnen, dann ist uns vielleicht in diesen Zeilen bewusst geworden, dass diese Vaterschaft mit einem „Schönwetter-Softie-Papi“ wenig zu tun hat. Hier geht es um viel, viel mehr. Gottes bleibende Vaterschaft hat ihn alles gekostet.

Lassen wir folgendes Zitat von Jean Vanier auf uns wirken:

„Wenn der Mensch entdeckt, dass er geliebt ist mit ewiger Liebe, mit einer Liebe, die Zeit und Raum übersteigt, die selbst den Tod überwindet, dann beginnt alles, sich zu ändern: alles wird möglich, alles kann angenommen und geliebt werden.“(Heilende Gemeinschaft, S. 118, Otto Müller Verlag Salzburg, ohne Jahresangabe)

Hier liegt für mich der Ursprung, die Quelle aller Freude im Leben und ganz besonders im Leben in Gemeinschaft, im Leben gerade auch mit Menschen, die wir umsorgen und uns mit ihren Verhalten fordern – und fördern! Lesen wir die oben erwähnte Bibelstelle im Kontext:

„Freut euch in dem Herren allezeit, eure Güte lasst kund sein allen Menschen, und der Friede Gottes (...) bewahre eure Herzen. (...). sorget euch nicht...“ (nach Phil.4,4 f.)

Hier klingt es an: Freut euch **“IN DEM HERREN“**: seid so tief in der Liebe verwurzelt, so durch und durch verankert, so tief geschützt, umgeben, durchdrungen von der Liebe Gottes, unseres Vaters, die sich im Kreuzestod des Sohnes erwies, dass sich die Welt um euch anders anfühlt: Je tiefer geliebt ich mich weiss, desto differenzierter und gelassener – desto „gütiger“ werde ich mit dem Nächsten, auch mit seinen abgeschossenen Pfeilen, umgehen können. Je tiefer ich weiss, wie sehr dieser Nächste von Gott geliebt ist, dessen Verhalten eben mal zum Himmel schreit, desto mehr treibt es mich selber ins Gebet anstelle der Anklage, in die Besonnenheit anstelle einer vorschnellen Reaktion, in eine „Trotzdem-Freude“ anstelle persönlich genommener Kränkung.

„Freut euch (...)! Lasst eure Güte kund sein allen Menschen!“ Das steht hintereinander in der Bibel. Es scheint einen Zusammenhang zwischen Freude und Güte und zwischen geliebt sein und Freude zu geben. Geliebte Menschen haben Grund zur Freude im Herrn. Wer sich freut im Herrn hat beste Voraussetzungen, Güte zu leben.

Der Schrei nach Freundschaft:

Somit sind wir beim zweiten Schrei angelangt: Der Schrei des Menschen nach einem Freund und Gleichgestellten, nach einem Bruder, einer Schwester – der Schrei, lieben zu dürfen. Im Schrei nach dem Bruder oder der Schwester steckt das Übungsfeld einer geliebten Freude über die Liebe Gottes. Hier begegne ich dem lebendigen Christus in der Schwester, hier darf geschehen, wozu Paulus uns auffordert im eingeleiteten Text:

„Gebt uns doch Raum in eurem Herzen!(...) Ich habe grosses Vertrauen zu euch, ich bin sehr stolz auf euch.(....) Trotz all unserer Not bin ich von Trost erfüllt und ströme über von Freude.“ (2. Kor.7, 2, 4)

Zur Ergänzung weise ich auch auf diesen weiterführenden Text hin:

„Wir wurden aber nicht nur getröstet, sondern darüber hinaus erfreut durch die Freude des Titus, dessen Geist neue Kraft gefunden hat durch euch alle.“ (2. Kor.7, 14)

Wir können dies nun auf die Mitarbeiter in unseren Häusern übersetzen, auf unsere Geschwister im Hauskreis und Gemeinschaftshaus, auf die Tragenden in unseren Hausgemeinschaften: Wo liegt dieses Geheimnis der überströmenden Freude?

„Ich habe euch vertraut, ihr habt mich getröstet“: Das ist die Folge dessen, dass die Korinther wahrscheinlich schon zu üben begonnen hatten, was Paulus in diesem Text einfordert: „Gebt uns doch Raum in euren Herzen“. Hier liegt wohl das Geheimnis verborgen, dass Paulus vertrauen konnte und sich getröstet fühlte. Raum geben in meinem Herzen: Dies ist eine Formulierung, die ich selber viel brauche und gebraucht habe. In Zeiten schwerer Stunden, in tiefen zwischenmenschlichen Momenten, einfach da, wo ich mitfühle, mich innerlich engagiere, eben das Leben teile, sage ich oft: „Ich trage dich auf meinem Herzen, ich bete für dich!“ Dass dies eine biblische Formulierung ist, habe ich viel später festgestellt. Dieses „Raum geben in meinem Herzen“, ist ein Ausdruck dessen, was ich „Kultur der Freude“ nenne. Diese Kultur würde sich etwa so ausformulieren lassen: Gott, mein Vater, liebt mich, nimmt *mich* an; dieser Vater liebt *dich*, mein Gegenüber. Er nimmt dich an, er wohnt sogar in Christus in dir. Du bist mir geschenkt, mir gegeben als Mitarbeiter, als Bruder und Schwester, im besten Fall sogar als Freundin oder Freund: Ich schaue dich an, dich, Geliebte Gottes, dich Geliebter Gottes: ich gebe dir „Raum in meinem Herzen“. Ich gebe dir dort Raum, wo in mir die Liebe Gottes wohnt, die mich nährt und wo demnach auch die Freude wohnt. Es ist der Ort, wo ich mich selber angenommen und geliebt weiss. Dort ist mein Gegenüber sicher, dort ist der Boden allen Vertrauens, dort weiss es sich getröstet. Wer in einer Beziehung beim andern Raum in der Liebe Gottes genießt, kann sich entwickeln, kann aufblühen und über sich hinauswachsen. Wer keinen solchen Raum erhält, läuft die Gefahr, mitten unter Menschen zu verkümmern.

Martin Schleske sagt es so: „Wenn einem Menschen kein Raum eingeräumt wird, weil er nicht geglaubt und nicht geachtet und darum nicht erkannt wird, rauben wir ihm das, was ihm gegeben ist.“ (M. Schleske, Der Klang, vom unerhörten Sinn des Lebens, S. 321, München 2014)

Ich meine, dass eine solche Haltung die Atmosphäre prägt, dass sie mehr ist als eine innere Überzeugung eines Einzelnen, sondern dass wir damit eine Gruppe prägen - insbesondere, wenn wir in Leiterschaft stehen. Wir verkörpern als Vorbilder die Stimmung unserer Gemeinschaft und unseres Teams, mit unseren Blicken und unserer Ausstrahlung haben wir einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die Gruppe. Die Lehre der Spiegelneuronen, Martin Buber mit seinem „das Ich wird am Du“ oder weitere Texte von Jean Vanier im bereits zitierten Buch würden diese Aussage weiter ausführen können.

In der eben skizzierten Atmosphäre fühlen wir uns automatisch getröstet, gestärkt - da geliebt. Freude wird erlebbar, breitet sich aus und „der Geist findet neue Kraft durch euch alle“. (2. Kor.7, 14) Wenn ich quer durch unsere Gemeinschaften schaue, meine ich zu erkennen, dass wir Christen hier Terrain gelassen haben: wir bewerten, wir sehen die Defizite aneinander, wir geraten in Spiralen von Reaktion und Gegenreaktion, ganz nach dem sprichwörtlichen „wie du mir so ich dir“. Wir halten uns oft fest in Schuld und Versagen, wir verlieren den Blick auf das Wunder des Menschen, auf den Christus im andern viel zu schnell. Wir verbringen unsere Diskussionen mit - und übereinander im Ausbreiten von Fehlern und Versagen. Ja, richtig: manches muss thematisiert sein, wir wollen Schwierigkeiten und Konflikten in die Augen schauen. Sprechen wir aber genau so oft, oder besser, viel mehr, über das, was dem anderen gelang, wo er uns Vorbild und Zeichen der Hoffnung geworden ist, wo wir uns freuen an ihm? Es geht nicht darum, Versagen unter den Tisch zu wischen, nein im Gegenteil: es geht um eine Atmosphäre der Annahme und der Freude, wo Versagen *sein darf* – weil es zum Leben gehört, weil wir alle auf dem Weg sind, weil wir eben nicht einfach „okay“ sind, sondern begnadigte Sünder.

Wir brauchen in unseren Mitarbeiterkreisen, in unsern Gemeinschaften und Beziehungen auf „Neudeutsch“ eine Fehler- und Feedback-Kultur. Wir können diese Kultur pflegen in gut eingeübter psychologischer Weise: wir üben uns in gewaltfreier Kommunikation, verhalten uns nach den Regeln der Feed-Back-Kunst, bleiben

bei uns, nehmen uns wahr, senden „Ich-Botschaften“. Ich frage mich aber, ob die Kultur der Freude und der Liebe nicht noch einen Schritt weitergeht, als dass wir es einfach „richtig“ machen. „Steht mir bei“ – heisst es im Römerbrief (Röm. 15, 30), „gebt mir Raum in euren Herzen“: Ich frage mich, ob hier nicht diese ganz andere Beziehungsqualität drinsteckt, die uns Christen eigen sein darf. Wir sehen unser Gegenüber in einem erweiterten Zusammenhang: wir sehen ihn als das Kind Gottes, über dem Gott spricht: Durch den Tod meines Sohnes am Kreuz ist wieder „alles gut“, ich liebe dich, ich freue mich über dich, ich habe dich wunderbar gemacht. In aller Kritik, in aller Feedback-Kultur haben wir in unserem Gegenüber ein solches Kind Gottes: geliebt, begnadigt, vom Vater aller Vaterschaft angenommen und umarmt.

In unserem gelebten Gemeinschaftsalltag haben wir hier ein grosses Übungsfeld: Ich erinnere mich an ein ernsthaftes Problem mit dem Verhalten eines Hausgemeinschaftsmitgliedes. Es kam der Punkt, wo wir klar werden mussten und sagen mussten, dass wir dieses Verhalten so nicht akzeptieren wollen, dass es den Rahmen sprengt, den wir einfach so tragen können. Ich hatte Tage und Wochen diesen Menschen „auf meinem Herzen getragen“, alle möglichen Gefühle mit meinem Gott durchgekämpft und viel über dieses Menschenkind nachgedacht: was alles zum Geschehen beigetragen habe, was für eine Persönlichkeit sich dahinter verbirgt, welche Lebenswunden zu diesem Verhalten beitragen könnten. Weil ich in allem selber eine dieser ungemütlichen Verhaltensduschen abgekriegt hatte, forderte mich das ordentlich heraus. Mittlerweile konnten wir manches klären und hoffen auf Veränderung. Ich meinerseits versuchte meinen Beitrag dazu so zu leisten, dass ich auf die „Liebe wartete“: Ich streckte mich aus nach Gottes Liebe für mich, führte mir vor Augen, dass er sich trotz allem noch über sein geliebtes Kind freut, sehnte mich danach, mein Gegenüber wieder aufrichtig in meinem Freudenplatz im Herzen mittragen zu können. Das hat gedauert, aber es hat ermöglicht, dass wir einen Weg unter die Füsse nehmen konnten: einen ernsten Weg, einen ehrlichen Weg - nicht einfach mit dem Kopf im Sand und konfliktvermeidend, sondern hellwach - aber liebend. In einer solchen Situation vermischt sich vielleicht dieser zweite Schrei nach Freundschaft leise mit dem dritten Schrei, den wir in der Folge miteinander betrachten möchten: den Schrei, Freund eines Schwächeren werden zu dürfen, ihm zu dienen, Vater, Mutter zu werden.

Der Schrei nach Elternschaft

Ich meine, dass dieser Schrei zum Schwächeren sich einübt im Schrei der Brüderlichkeit. Es beginnt ja schon da, dass wir jetzt zuerst darüber sprechen könnten, welches Therapie- oder Diakonieverständnis wir eigentlich in uns tragen. Gerade auch Jean Vanier lebt mit seinen Arche-Gemeinschaften ja immer neu dieses Geheimnis der Gleichwertigkeit. Wer ist schon immer schwach? Wer ist schon immer stark? So oder ähnlich singt auch Manfred Siebald in einem alten Gemeinschaftslied. Gilt nicht die Einsicht über meinem *schwesterlichen* Gegenüber erst recht demjenigen, dem ich Vater oder Mutter werden darf? Gilt nicht dem sogenannten Schwachen erst recht die Wahrheit zugesprochen, dass Gott unendlich liebt, annimmt, ein „es ist alles gut“ durch den Tod Jesu auch über einem schwach scheinenden, über einem gebrochenen Leben verheisst?

Wenn bei uns jemand neu in Wohnbegleitung kommt, beginnt für mich eine Freudengeschichte. Dann, so nenne ich es, darf ich ein „Päckli auspacken“ – das klingt nur auf Schweizerdeutsch so schön. Ein „Päckli“ – das ist ein besonders schön eingepacktes Paket, wie man es auf den Geburtstag oder auf Weihnachten kriegt – mit farbigem Band, mit Geschenkpapier – einmal bunt und fröhlich, einmal nobel und edel, einmal alternativ oder besonders kreativ. Ich habe so viel Kostbares in jenen gefunden, die mir als bedürftige Menschen anvertraut wurden. Vielleicht kriegt erst recht hier die Kultur der Freude so richtig Hände und Füsse: Schliesslich bin ich auf alles Mögliche gefasst: auf bittere Diagnosen, auf nicht lebensfördernde

Verhaltensweisen, auf Schwierigkeiten aller Art. Doppelt schön sind dann die Trouvaillen, die ich im Laufe der Zeit entdecke: ein tiefer Glaube vielleicht, ein Lebenssatz, der durchgetragen hat, ein Verständnis über das Leiden, das mich berührt, Tränen, die mein Herz erreichen, ein „Trotzdem-Lachen“, das mich froh macht - oder eine Stimme, die so wunderbar klingt im gemeinsamen Singen, dass mein Herz weit aufgeht. In Therapiehäusern arbeiten wir oft mit Stufenplänen, Zielformulierungen und Qualitätsmanagement. Da gibt es Mitarbeiter, und am Abend gehen wohl die meisten von ihnen wieder nach Hause, haben ihre „Arbeit“ getan, kehren zurück in den Freizeitbereich. In unseren Gemeinschaften scheitern wir mit dieser Sicht der Dinge. Wenn es gelingen soll, darf es hier noch „etwas anderes“ geben: Ich teile mein Leben mit diesem geschwächten Menschen, ich feiere jeden Sieg mit ihm. Ich freue mich über alles, was er in sich trägt. Mein Leben als Hausmutter ist mehr vom „Sein“ als vom „Tun“ geprägt: vom Lieben, Annehmen, Tragen und Hoffen. Natürlich erhalte auch ich von einem Mitbewohner manchmal einen Auftrag: „Bitte hilf mir, am Morgen rechtzeitig bei der Arbeit zu sein“, zum Beispiel. Wenn ich diesen Auftrag nach dem Masse meiner Kraft erfüllen kann, gebe ich das gerne. Das riecht dann tatsächlich auch bei uns nach Arbeit, nach dem Erreichen von Zielen und aktivem dazu beitragen, diese auch zu erreichen. Oft aber überlasse ich mein Gegenüber bewusst einfach den guten Händen Gottes und lege in Ergänzung dazu Wert darauf, mit externen Therapeuten ein verlässliches Netz zu spannen. Ich kehre immer neu zurück zu meiner „Kultur der Freude“. Damit habe ich oft absolut genug zu tun. Nach vielen Jahren gemeinschaftlichen Lebens mit psychisch beeinträchtigten Menschen stelle ich fest, dass wir vieles erreichen und erreicht haben auf dem Heilungsweg eines anvertrauten Menschen. Vielleicht haben ja jene Untersuchungen tatsächlich recht, die sagen, dass das wirklich Wesentliche nicht die *Therapiemethode*, sondern vor allem die *Beziehung* des Therapeuten zum Klienten ist. Ich kann nur beteuern, dass ich diese Untersuchungen nicht selber gefälscht habe – passen sie doch nur allzu gut zu meinen Erkenntnissen aus der Praxis. Vielleicht hat es mit dem Versuch, diese ausgeführte „Kultur der Freude“ täglich einzuüben, doch etwas ganz Grundlegendes auf sich? Vielleicht ist es wirklich so, dass in einer solchen Kultur Wachstum und Heilung geschehen, die ein Stufenplan kaum ersetzen kann?

Ausblick

Ich fasse zusammen: Ich plädiere in unseren Häusern und Gemeinschaften für eine Kultur der Freude. Sie hat ihren Ursprung in unserem Schrei nach Gott. Im Erkennen, was seine Liebe und Annahme wirklich bedeuten, wird unser Herz froh und weit. In diese Weite bettet sich der Schrei der Liebe und der Freundschaft, gibt es Raum, anzunehmen, zu lieben, Raum zur Freude und Raum in meinem Herzen für das Wunder, dass ich lieben und glücklich machen kann. Im Einüben der Freundschaften gewinne ich die Sicherheit, dem Schrei zur Mutter- und Vaterschaft Raum zu geben. Mit den Augen Gottes begegne ich dem sogenannten Schwachen, entdecke ein reiches Geschenkpaket – weil Gott schon einen weiten Weg mit ihm gemacht hat. Als begnadigte Sünder entdecken wir eine Beziehung auf Augenhöhe. Über allen Schwierigkeiten erstrahlt die Gottesfreude über seiner Schöpfung, die vielleicht mehr bewirkt als die durchdachtesten Therapiekonzepte, wenn in ihnen die Freude über die Liebe oder die Freude über das Gegenüber fehlt. Oder wie D. Bonhoeffer es sagt:

„Bei Gott wohnt die Freude und von ihm kommt sie herab und ergreift Geist, Seele und Leib, und wo diese Freude einen Menschen gefasst hat, dort greift sie um sich, dort reisst sie mit, dort sprengt sie verschlossene Türen“. (Zitiert aus: „Da ist Freude“, Dan Holder und Martina Holder-Franz (Hrsg.), Riehen 2016)

Irene Widmer-Huber, CH-Riehen, ist Gemeindediakonin und Traumacoach und hat drei erwachsene Kinder. Zusammen mit ihrem Mann lebt sie seit über 25 Jahren gemeinschaftlich, ist Koordinatorin des Gemeinschaftshauses Moosrain Riehen und Co-Leiterin der Diakonischen Gemeinschaft Ensemble und der Fachstelle Gemeinschaft. Zusammen mit Astrid Eichler und ihrem Mann Verfasserin des Buchs „Es gibt was Anderes. Gemeinschaftliches Leben für Singles und Familien“.

Weitere Texte und Informationen: www.offenetuer.ch / Bereich „Fachstelle Gemeinschaft“, www.moosrain.net